

## Essay

---

### *Japans Jugend – zwischen Widerspenstigkeit und Anpassung*

*Helga Sentivany (Leverkusen)*

Über Japans Jugendliche wird in den Medien in Ost und West viel berichtet, und je nach Standort werden die Phänomene unterschiedlich bewertet.

Da ist einerseits das rigide Schulsystem, über das sich viel Negatives sagen läßt. Aber es scheint kurz vor dem Zusammenbruch zu stehen, wenn man den Bestsellern glaubt, die zu diesem Thema auf dem Markt erscheinen.

Dies macht den Konservativen Angst, die schon den Zusammenbruch ihrer alten Kultur befürchten. Darin bestärkt sie noch das äußere Erscheinungsbild vieler Jugendlicher. Neben den immer noch dominierenden schwarzen, grauen und blauen Schuluniformen im preußischen Kadetten-Look oder im Marine-Stil sieht man immer häufiger grell bunt gekleidete Teenager, wie man sie bei uns höchstens im Karneval sieht, die zwar wenig Geschmack, aber viel Phantasie erkennen lassen.

Auch die Haare sind nicht mehr einheitlich schwarz, wie es sich für einen Japaner gehört, sondern gelb und orange, gelegentlich auch grün und pink oder alles zusammen. Dazu kommen Piercing und Tattoos,

Sie geben sich fröhlich, sind laut und albern und hocken auf der Straße kichernd zusammen. Sie kümmern sich nicht um die Erwachsenen. Sie sind nicht höflich und respektvoll.



Junge Japanerin: Im Spannungsfeld zwischen individueller Lebensplanung und traditionellen Rollenmustern (Foto: H. Sentivany)

Viele ältere Japaner können sich in dieser Jugend nicht wiedererkennen und fürchten um die Zukunft der Nation. Sie sind fassungslos, daß ihre traditionellen Werte mit Füßen getreten werden, aber sie fragen nicht nach den Ursachen, d.h. sie suchen sie nicht bei sich selbst, sondern höchstens im verderblichen Einfluß der Globalisierung.

Aber es gibt auch kritische Beobachter, die in dem Protest der Jugend die Versäumnisse der Elterngeneration und eine Chance zur Veränderung sehen.

Sie sehen die allein gelassenen Kinder, die mit Konsumgütern überschüttet wurden, weil die mit dem Wiederaufbau Japans beschäftigten Erwachsenen keine Zeit für Zuwendung hatten. Der Sucht nach materiellem Wohlstand wurde alles untergeordnet. Auch die Auseinandersetzung mit der imperialistischen Vergangenheit Japans unterblieb. Daß man damit gleichzeitig auch den Zugang zu den traditionellen Werten verstellte, blieb unbemerkt. Was blieb, war ein übergestülptes Wertesystem amerikanischer Machart, das aber keine Wurzeln in Japan hat.

Es ist natürlich kein spezifisch japanisches Phänomen, daß die Jugend eigene Wege sucht, die die Alten nicht verstehen. Aber in Japan ist es besonders kraß, weil die dortige Kultur auf Konsens und nicht auf Auseinandersetzung beruht.

Wenn man die japanische Jugend aus westlicher Sicht betrachtet, erscheint sie gar nicht so revolutionär. Sie macht nur einen deutlicheren Unterschied zwischen Jugend und Erwachsensein, und sie versucht, die Zeit des Erwachsenwerdens etwas auszudehnen und auszunutzen.

Ich habe mit vielen Studenten und jungen Frauen im Berufsleben über ihr gegenwärtiges Leben und ihre Zukunftsvorstellungen gesprochen, und war überrascht, wie konservativ sie im Grunde waren.

In Kyoto war ich mit Mari zu einem Interview verabredet. Sie hat Innenarchitektur studiert und arbeitet jetzt bei Matsushita Denkō als Küchendesignerin.

Ich hatte sie zunächst gar nicht erkannt, denn ich hatte nicht ein so kindlich aussehendes Mädchen erwartet. Sie schleppte mich zunächst ins Kino zu einem problematischen Ost-West-Film, den sie sich ansehen wollte, um ihren Horizont zu erweitern, wie sie sagte. Dann gingen wir in eines dieser Kaufhaus-Restaurants, in denen man ständig mit Musik berieselt wird, um dort das Interview zu machen. Während des Essens unterhielten wir uns so gut es eben ging in einem vollbesetzten, lauten Restaurant.

Mari wohnt bei ihren Eltern, da kann sie Geld sparen für Weiterbildung und Reisen, außerdem genießt sie „*amae*“, das japanische Zauberwort für grenzenlose Versorgung und Bequemlichkeit. Dafür nimmt sie die 1 ½-stündige Fahrt zum Arbeitsplatz in Kauf.

Mit ihrer Arbeit, meist 12 Stunden täglich, ist sie weniger zufrieden. Sie sei nicht kreativ genug, fast eine Art Fließbandarbeit. Auch das Gehalt sei etwas zu niedrig, Männer würden im allgemeinen besser bezahlt und hätten auch die leitenden Stellen inne. Aber in ihrer Gruppe gibt es nur Frauen, da sind alle gleich. Von der fachlichen Ausbildung an der Universität hat sie keine hohe Meinung, man lerne dort nichts für die Gesellschaft, aber man erhalte eine Art „Herzensbildung“ (*kokoro no kyōiku*). Was sie genau darunter versteht, konnte sie mir nicht sagen.

Nach Feierabend nimmt sie noch privat Deutschunterricht, denn sie möchte über Japan hinausblicken können. Am Wochenende geht sie gern ins Kino, trifft sich mit Freundinnen oder geht einkaufen. Urlaub hat sie dreimal im Jahr, wie die meisten Japaner: in der „Goldenen Woche“ (Ende April - Anfang Mai), zum O-bon-Fest im August und zu Neujahr, jeweils nur ein paar Tage.

Sie hat zur Zeit keine feste Beziehung, möchte aber einmal einen Mann wie ihren Vater heiraten. Er sei anders als die meisten Väter, die nur Zeit für ihre Arbeit hätten.

In Osaka hatte ich die Gelegenheit, mit einigen weiblichen Mitarbeiterinnen einer Fashion-Firma zu sprechen. Bezeichnenderweise nennt sie sich „*Dorīmu* (Dream-) Company“ und die dort zu niedrigen Löhnen beschäftigten Mädchen träumen fast ausnahmslos von einer Karriere als u Designerin und/oder einem netten Ehemann. Am meisten profitiert davon wohl der Inhaber der Firma, der in Billiglohnländern nähen läßt und dessen Geschäft boomt.

Die dort arbeitenden jungen Frauen verkörpern zugleich die Zielgruppe der Firma, d.h. sie sind gewissermaßen Testpersonen, die etwas vom Zeitgeist in die Firma bringen.

Sie sind individuell modisch gekleidet und scheinen sich in der lockeren Firmenatmosphäre recht wohlfühlen. Doch trotz der äußeren Diversität waren ihre Anschauungen verblüffend homogen.



Träumt von einer Karriere als Modedesignerin: Angestellte der Modefirma „*Dorimu Company*“ in Osaka (Foto: H. Sentivany)

Die jungen Frauen, im Durchschnitt 25 Jahre alt, kommen von einer Näh-Fachhochschule. Ihr Bildungsniveau sei nicht sehr hoch, wie ihr Chef bemerkte. Sie lieben Tätigkeiten, bei denen man mit den Händen etwas herstellen kann und sind daher mit ihrem Arbeitsplatz zufrieden, trotz des langen Arbeitstages von 9.30 bis 20.00 Uhr.

Die meisten leben noch bei ihren Eltern und haben keine feste Beziehung. Ihre bevorzugte Tätigkeit am Wochenende ist Shopping, gefolgt von Ausgehen mit Freundinnen, Sport und Barbecue. Im Ausland war noch keine von ihnen.

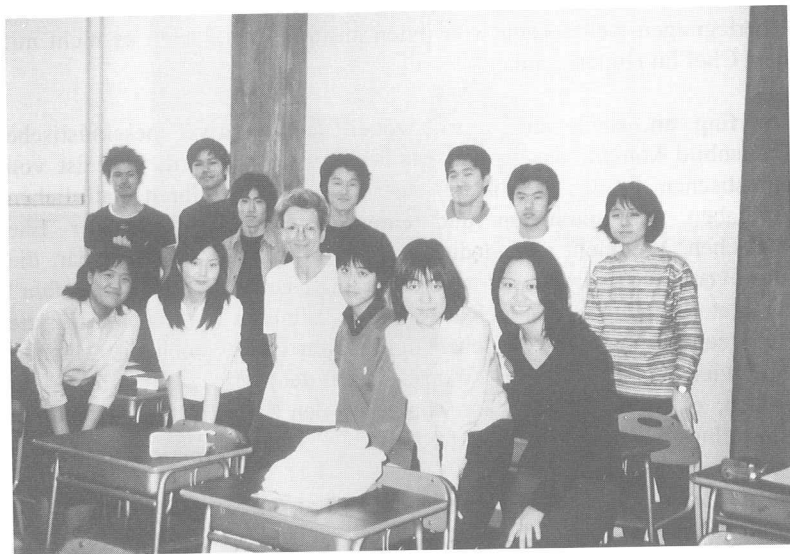
Es waren alles sympathische junge Frauen, die mit sich und der Welt mehr oder weniger im Einklang zu sein schienen. Kritische Überlegungen stellte keine von ihnen an, oder sie wagten es nicht mit dem Chef im Hintergrund.

Ich fing an, mich zu fragen, woher das negative, pessimistische Frauenbild kommt, das in den Medien kolportiert wird. Dort ist von egoistischen Frauen die Rede, die sich weigern, ihren natürlichen Aufgaben nachzukommen und eine berufliche Karriere der Ehe vorziehen. Vielleicht stellen diese Frauen nur eine Minderheit dar, die aber verteufelt wird, weil man eine Art von „Ansteckungsgefahr“ fürchtet. Von einer echten Karriere kann ohnehin nur für wenige die Rede sein, denn im Berufsleben dominieren immer noch die Männer. Aber vielleicht ist schon der Wunsch, nach der Heirat weiterarbeiten zu wollen, zu bedrohlich, denn er würde von den Männern eine veränderte Einstellung zur Partnerschaft erfordern.

Nach diesen Erfahrungen war ich gespannt, wie die Gespräche mit Studentinnen in Tokyo verlaufen würden. Hier handelte es sich um Erstsemester, d.h. junge Leute unter 20 Jahren. Sie hatten gerade die schwierigen Eingangsprüfungen zu einer der Elite-Universitäten geschafft und waren entsprechend leistungsorientiert. Sie hatten ihr Studium an der handelswissenschaftlichen Fakultät aufgenommen, mit dem Blick auf die Globalisierung und in der Hoffnung, daß sich die japanische Gesellschaft ändern würde. Sie besaßen Auslandserfahrung oder strebten diese an. Die meisten beteiligten sich engagiert an der Diskussion und hatten keine Scheu, ihre Meinung zu äußern. Sie waren nicht zufrieden mit dem jetzigen Zustand der Gesellschaft, sondern wünschten sich mehr Pluralismus und Individualismus.

Aber auch sie rebellieren nicht gegen die bestehende Gesellschaftsordnung. Sie unterwerfen sich dem Leistungsdruck und verhalten sich

rollenkonform. Sie wohnen im Studentenwohnheim oder bei ihren Eltern. Wenn sie ihr Studium beendet haben, werden sie, ähnlich wie die heutigen Universitätsabgänger, um einen Arbeitsplatz zu kämpfen haben und nicht alle werden einen bekommen, so wie das früher einmal war.



Die Autorin (vorne, 3. von links) umringt von Erstsemestern der Tokioiter Keiō-Universität  
(Foto: H. Sentivany)

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die wilden japanischen Jugendlichen, von denen die Medien gerne berichten, in der Minderheit sind. Sie fallen zwar auf durch ihre Exzentrizität, was in der japanischen Gesellschaft ein Novum sein könnte. Diese, meiner Ansicht nach wenigen, „hervorstehenden Nägel“ lassen sich nicht mehr so leicht wieder einschlagen (um die bekannte japanische Redensart zu zitieren), wie das früher der Fall zu sein schien. Einer Gesellschaft, die die Auseinandersetzung mit sich selbst scheut, muß dies allein schon bedrohlich erscheinen.

Meine Umfrageergebnisse sind natürlich nicht repräsentativ. Aber ich kann mir auch nicht vorstellen, daß ich nur die Ausnahmen getroffen habe. Die meisten jungen Frauen (und Männer), mit denen ich gesprochen habe, erschienen mir ziemlich angepaßt. Sie wollen in ihrem Beruf vorwärtskommen und Spaß haben. Auch heiraten wollen fast alle, allerdings nicht so früh wie ihre Eltern. Und von ihrem Partner erwarten sie auch mehr als die Generation ihrer Mütter. Er sollte Verständnis für ihre Berufstätigkeit haben, die sie nicht aufgeben wollen. Auch an der Hausarbeit und der Kindererziehung sollte er sich beteiligen.

Das klingt etwas anders als früher, als laut Umfragen der ideale Ehepartner 3-fach „groß“ (*takai*) sein sollte, und zwar in Bezug auf Körpergröße, Schulbildung und Gehalt. Mir scheint, daß die jungen Frauen heute bessere Auswahlkriterien haben.

Insofern ändert sich die japanische Gesellschaft, was aber nicht bedeutet, daß sie schlechter wird. Das „Wir-Gefühl“ ist zwar etwas schwächer geworden, dafür das „Ich-Gefühl“ etwas stärker. Für die Gesellschaft insgesamt muß das kein Schaden sein.



**Helga Sentivany**, Jahrgang 1944. Nach dem Studium der Germanistik und Romanistik 1989-94 Aufenthalt in Tokyo mit Familie; erste Kontakte zur OAG, die für sie „als absolute Japan-Nicht-Kennerin von unschätzbarem Wert“ waren. Nach der Rückkehr nach Deutschland Japanologie-Studium in Köln, teilweise auch, „um das ‚Heimweh‘ nach Japan zu bewältigen“. Seither 1-2mal jährlich Reisen nach Japan. Ihr Hauptinteresse gilt dem japanischen Alltag und seinen Veränderungen.

Veröffentlichungen: 1997: *„Nichts Besonderes - nur mein Leben. Gespräche mit alten Japanerinnen“*, 1998: *„Kindheit in Kasahara. Kindheitserinnerungen an die 30er Jahre in einem japanischen Dorf“*, OAG-Taschenbuch Nr. 72., 2000: *„Mama-san. Das Ende eines Gewerbes?“*, OAG-Taschenbuch Nr. 78.